

Name:	ZS Nr.	Bd	Vermerk:
Werner, Dr. Rudolf. Hauptschriftl. Regensburger Anzeiger (bis 1934)	3054	I	
katalogisiert Seite: 1-23, 24-25			
Sachkatalog: Bayern XII-Regensburg Presse V-Bayer. Staatszeitung -Regensburger Anzeiger NSDAP III-Kampfmethoden Schutzhaft III-Einweisung Widerstand II-5(Hinweisk.)	Personen: Werner, Dr. Rudolf Hipp, Dr. Otto. Obgm. Schemm, Hans Esser, Hermann Rackobrandt, Goebbels, Dr. Josef. RMin. V Buchberger, Bischof Warmuth, Justizrat Langendorf, Ernst Schwend, Karl		
katalogisiert Seite:			
Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite:			
Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite:			
Sachkatalog:	Personen:		

Kein Fingerschlag für die Nazi.

25-2054-2

Im Frühjahr 1932 verüsterte sich der politische Himmel. Schwere Gewitterwolken zogen auf, Das Dritte Reich begann

10 01
seine Schatten voraus zu werfen. Auch in der Redaktion der "Bayerischen Staatszeitung" schlug diese Entwicklung nieder. Sie trennte den Kompromißlosen von den Kompromißbereiten und den in Weltanschauung und politischer Überzeugung Feststehenden von den Wankelmütigen.

Es lag im Status des Regierungsoffiziosus "Bayerische Staatszeitung", daß die "Machtübernahme" in Bayern im März 1933 auch den Redakteuren des Blattes die Entscheidung für Für oder Wider abforderte. Für den Ressortleiter der Sparte Innenpolitik Rudolf Werner war diese Entscheidung schon gefallen, noch ehe er in den Räumen des Ministerpräsidiums am Münchner Promenadeplatz das Präludium dieser Machtübernahme persönlich miterlebte. Die Szene bleibt unvergessen.

In vollem Ordensschmuck stürmten an jenem Donnerstag-Abend der spätere Reichsstatthalter in Bayern, Ritter von Egh, der Geuleiter und nachherige Innenminister Adolf Wagner und der SA-Häuptling Ernst Röhm mit Adjutanten ins Vorzimmer des Ministerpräsidenten. Sie warfen den zwei anwesenden Sekretären harrisch die Frage nach dem Regierungschef, Geheimrat Held, ins Gesicht und verlangten nach einer Schreibkraft. Zwei Augenpaare sahen mich fragend an. "Keinen Fingerschlag für die Nazi" mußte ich den beiden besitzleidenwerten Prellböcken der fauchenden NS-Lokomotive antworten. Auch nicht für viel Geld hätte man mir die Schreibbereitschaft abnötigen können. Die Eindringlinge stürmten weiter in das Arbeitszimmer des Ministerpräsidenten, ich die Treppe hinab zum Ausgang. Die beiden Sekretäre sahen mir niedergeschlagen nach. Wenige Minuten später waren im Hotel "Vier Jahreszeiten" die Freunde im Bayerischen Club die Erstunterrichteten über diesen politischen Überfall. Das "Tausendjährige Reich" hatte auch in Bayern begonnen.

Tags darauf versammelte eine Redaktionskonferenz die Redakteure der "Bayerischen Staatszeitung" zu einer "wichti-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5607/26	Best. ZS 3054
Rep. —	Kat. 80 ⁿ

gen Besprechung". Jeder einzelne Ressortleiter sollte seine Zusicherung dafür geben, daß er in der Folge seine Kraft und seine Feder dem NS-Regime dienstbar machen werde. Die Frage nach einer weiteren Mitarbeit im Redaktionsstab im Sinne einer nationalsozialistischen Politik wurde auch an mich gestellt. Entschlossener und betonter als der Redakteur Rudolf Werner sprachen wohl damals nicht viele ihr Nein zu den neuen Verhältnissen. "Von Ihnen haben wir das auch garnicht anders erwartet." Chefredaktion und Verlag waren der gleichen Auffassung und verliehen für eine aufrechte Haltung abermals ein unsichtbares Ehrenzeichen. Ein entsprechendes Zeugnis gab ihrer Hochachtung offenen Ausdruck. In den anderen Redaktionsabteilungen wurde weitergearbeitet. Mir Nazi-Dienstvorweigerer aber wurde zur Stunde die Verantwortung für mein Ressort abgenommen, mein Name im Impressum der Zeitung getilgt. Einige Tage später war der Arbeitsstätte, die so lange Zeit eine Quelle der Schaffensfreude und der beruflichen Befriedigung gewesen waren, endgültig Lebewohl gesagt.

Regensburger Anzeiger.

Ein neues Abenteuer des Lebens begann. Nach zwei Monate langer vergeblicher Stellungsuche wurde am 15. Mai 1933 die Chefredaktion des "Regensburger Anzeiger" mit stillschweigender Billigung des Verlages in der Absicht übernommen, den Nationalsozialisten auf der ganzen Linie und mit aller Kraft jeglichen Widerstand entgegenzusetzen. Die Redaktion des "Regensburger Anzeiger" war auf einem politischen Schlachtfeld aufmarschiert.

Der erste Zusammenstoß des neuen Chefs des Blattes mit Exponenten der NSDAP ereignete sich im Regensburger Rathaus. Ich wurde zitiert, weil aus meiner Feder der Regensburger Anzeiger dem eben abgesetzten Oberbürgermeister Dr. Otto Hipp eine Gedenknummer gewidmet, dessen Verdienste um Regensburg aufgezählt, ein Wort des Bedauerns über dessen Scheiden geschrieben und zugleich die Hoffnung auf

eine baldige Wiederkehr des Gestürzten ausgesprochen hatte.

Das Amtszimmer des neuen Oberbürgermeisters wurde zum Gerichtsstand, der Jünger der Feder war der Angeklagte. Als Richter präsentierten sich der neue NS-Oberbürgermeister und der örtliche SA-Führer als "Goldfasan" mit allen Orden und Ehrenzeichen.

"Sie haben", hörte ich rauh vom OB-Schreibtisch, "dem abgesetzten Oberbürgermeister ein Gednken von vier Seiten Umfang gewidmet".

"Jawohl, Herr Oberbürgermeister" antwortete voller neugieriger Erwartung der Vorgeladene. "Ich halte meinen Freunden die Treue, auch wenn sie nicht mehr in Amt und Würde sind. Im übrigen, Herr Oberbürgermeister, darf ich angesichts der Mensurnarbe, die ihre linke Wange durchzieht, in Ihnen das Mitglied einer schlagenden Verbindung vermuten".

"Burschenschaftler" schnarrte die Stimme.

"Dann ist ja Ihr Wahlspruch: "Die Treue ist das Mark der Ehre oder die Ehre ist das Mark der Treue". Ich habe diesen Wahlspruch, obwohl ich nicht Burschenschaftler bin, in meiner Haltung verwirklicht und nichts anderes getan als einem Freunde die Treue erwiesen. Ich würde es, wenn sich die Gelegenheit hierzu böte, ein anderes Mal ebenso machen".

Der NS-Oberbürgermeister von Regensburg fauchte im Zorn und die ordnungsgeschmückte Brust des anwesenden SA-Führers wogte. Derartiges hatten beide wohl nicht erwartet. Statt eines Zerhirschten und Reumütigen stand hier ein Gegner, dem der Trutz auf die Stirne geschrieben war. Noch einige Sätze voll bissiger Drohungen ergossen sich über mich. Dann war ich entlassen, eher belustigt, denn eingeschüchtert.

Die Gesamtsituation dieser Tage war eigenartig genug. Im Vorzimmer des neuen Regensburger Oberbürgermeisters be-

gegnete ich (in NS-Uniform) einem Spielkameraden der Jugend. Er war der Adjutant des NS-"Kommandeurs", der vom Oberbürgermeister zum "Gericht" gebeten worden war. Fast hätte er sich in seiner Verlegenheit unter den Tisch verkrochen. So eifrig wurden noch selten Akten geblättert und noch selten so tief der Kopf über sie gebeugt wie damals, als ich den Sturmbannführer voll Verwunderung mit den Worten ansprach: "Ja Willi, was tust denn Du hier?".

Einige Tage später war mit dem schnarrenden "Gau-Inspekteur" der "Ostmark" zu verhandeln. In der gemeinsamen Heimatstadt Speyer hatte er seinerzeit für den Pennäler "Werners Rudel" die Kähne seines Vaters zur Mietfahrt auf dem Rheine startbereit gemacht. Selbst durch den Fernsprecher war die Pein zu spüren, die ihm die ironisierende Erinnerung an jene Dienste verursachte. Wie klein war diese Welt! Wie lächerlich!

Die Gegenseite schoß indes immer heftiger und immer stärker. Die NS-Befehle für die Redaktion des "schwarzen Blattes" ergingen am laufenden Band. Im gleichen Maße wuchs in der Chefredaktion des Regensburger Anzeigers der Wille zum Widerstand. Der Regensburger Anzeiger weigerte sich, das sogenannte Ostmark-Lied, das von Lügen und Beleidigungen gegen die damalige Bayerische Volkspartei strotzte, zu veröffentlichen. Er veröffentlichte sie weder, wie befohlen, auf der ersten Seite des Blattes noch brachte er die Strophen des Liedes auf der letzten, obwohl der erste bayerische NS-Kultusminister Hans Schemm deswegen in eigener Person den Draht von München nach Regensburg bemühte. Zwei Tage darauf saß ich im Ministerium am Salvatorplatz in München Hans Schemm selbst gegenüber. Ermahnungen und Drohungen liefen ohne Wirkung ab. Ich war nicht umzustimmen.

Esser tritt auf.

In der Folgezeit führte von Bayreuth her die politische und

die SA-Leitung des Gaues Ostmark und von München her der neugebackene Staatsminister Hermann Esser den Krieg gegen die unbotmäßige Zeitung. Das war der gleiche Esser, der nach der Revolution 1918/19 in Memmingen und Kempten als Sachwalter der Kommunisten Offizieren die Achselstücke weggerissen und am Boden zertreten hatte. Auch die neue Machtfülle konnte ihm kein reines Gewissen verschaffen.

Zu einem Abendempfang im Münchner Prinz Karl-Palais war damals auch die Chefredaktion des Regensburger Anzeigers geladen. Minister Esser hielt Cercle. Für jeden Gast hatte er ein freundliches Wort. Nur als er auf seinem Rundgang von Tisch zu Tisch despektierlich vom Chefredakteur des "Regensburger Anzeiger" mit den Worten apostrophiert wurde: "Sie kommen mir gerade recht, Herr Esser, ich habe sowieso Verschiedenes mit Ihnen zu reden", war der Herr Minister mit einem Satz um drei Tische weiter. An diesem Abend war er nicht mehr in der Reichweite des Vertreters des verhassten Regensburger Blattes zu sehen.

In Regensburg selbst führte ich in meiner Eigenschaft als Chefredakteur des "Regensburger Anzeiger" in von nationalsozialistischer Seite anberaumten Pressekonferenzen offenen Widerspruch. Wenig später erfuhr ich gewöhnlich, daß die "Gauleitung" in Bayreuth darüber aufs höchste verärgert war. Ich ging noch weiter. Obwohl es amtlich als unerwünscht bezeichnet worden war und die Nachrichten-Agenturen T.U. und D.N.B. gehorsam sich ausschwiegen, berichtete ich anhand der Meldungen mir zugänglicher ausländischer Zeitungen ausführlich über den Katholikentag des Jahres 1933 in Wien. Dies auch noch unter vierspaltiger Überschrift auf der ersten Seite. N.O. hieß der fingierte Berichterstatter in der Österreichischen Hauptstadt. Die Anfangsbuchstaben dieses erdachten Namens bedeuteten "Nemo Oudeis". Das Wort "Nemo" ist Lateinisch und heißt nichts anderes als "Niemand", "Oudeis" das Gleiche auf

griechisch. So tat der Chefredakteur Werner alles und unterließ nichts, was geeignet erschien, die Leser seines Blattes gemäß ihrer und seiner Überzeugung zu unterrichten. Nazi-Gedanken wurde aber auch nicht mit einer einzigen Zeile Raum gegeben. Wer damals zwischen den Zeilen des Regensburger Anzeiger lesen konnte, war "im Bilde".

Theater um das Winterhilfswerk.

Es kam der September 1933 und mit ihm der erste Aufruf zum Winterhilfswerk. In ihm stand zu lesen, daß noch nie... usw. und alle die übrigen selbstgefälligen Großsprechereien und Werbesätze, an denen die Jugendzeit des Nationalsozialismus so reich war. "Erste Seite!" war von München angeordnet und entsprechende graphische Gestaltung verlangt.

Die Redaktion der "Schwarzen Kachel" in Regensburg war dem Gedanken, Notleidenden zu helfen, durchaus aufgeschlossen und zu jeglicher Beihilfe am schönen Werk der Nächstenhilfe, vor allem in Winterszeit, bereit. Entschieden jedoch sperrte sie sich gegen die offenkundige Nebenabsicht des Aufrufes, für die NSDAP billige Propaganda zu machen. Der Entschluß, unter allen Umständen dieser Propaganda den Wind aus den Segeln zu nehmen, stand fest. Aber wie? Der "rechte Weg" war bald gefunden. Die Redaktion entwarf mit freudiger Geschäftigkeit ein Vorwort zu diesem Aufruf. Es erklärte, der Gedanke des Wohltuns für den Nächsten sei ein altes Ideal des Christentums; ferner, es sei erfreulich, daß auch die NSDAP diese erhabenen Gedanken aufgreife und weiterführe, und daß sie, ohne es zu wollen, zum jüngsten Jünger des heiligen Franziskus von Assisi geworden sei, der gerade ob seiner liebenden Aufopferung für seine Zeitgenossen zu den großen Heiligen des Himmels und der katholischen Kirche gehört. In dieser Hinsicht sei, so hieß es weiter, das Winterhilfswerk ohne Zweifel allgemein willkommen, gutschmecken und jeglicher Unterstützung

wert. Mit diesem Vorwort machte sich die nächste Nummer des Regensburger Anzeiger auf den Weg. Die Freunde frohlockten zugleich mit dem Redaktionskollegium, die Gegner aber schworen Rache.

Zwei Monate lang wurde diese Rache "amtlich" ausgebrütet. Wenige Tage vor Weihnachten 1933 zitierte mich ein Anruf der Polizeidirektion Regensburg erneut vor die Behörde. In Gegenwart eines eichenlaubgeschmückten SA-Hauptlings wurde mir eröffnet, daß auf Grund der Verordnungen des Heimatückegesetzes und in Hinblick auf die bekannte WHW-Nummer des Blattes der Regensburger Anzeiger für drei Tage verboten sei. Die Absicht war klar. Das weihnachtliche Anzeigen-Geschäft der "Schwarzen" sollte zunichte gemacht oder wenigstens gründlich gestört werden. Ich erklärte kaltblütig:

"Wenn Sie das Verbot aufrecht erhalten, bekommen die Belegschaftsmitglieder des "Regensburger Anzeiger", die zur Partei gehören - es waren derer neuerdings einige und sie kamen zum Dienst in Uniform und kokettierten mit ihrer Würde -, als Mitleidende aller anderen aber auch nicht einen Pfennig Lohn zu Weihnachten. Es erscheint äußerst fraglich, ob die Leute mit diesem Verbot einverstanden sind. Der Lohnausfall ist aber dann nicht dem "Regensburger Anzeiger" in die Schuhe zu schieben."

Die Gegenseite stand so verblüfft wie verärgert. Sie waren sich zunächst nicht darüber im Klaren, was in dieser Situation zu tun sei.

"Rufen Sie nach München und verlangen Sie die Zurücknahme des Verbotes!" erklärte ich und drückte dem SA-Führer das Hörrohr in die Hand.

München und mit ihm Presseminister und Chef der Staatskanzlei Esser meldete sich am anderen Ende der Leitung und nahm den "Lagebericht" seines Parteigenossen entgegen. Einige Augenblicke später wurde dem anwesend gebliebenen Chefredakteur die Zurücknahme des Zeitungsverbotes bekanntgegeben. Die "Schlacht" war gewonnen. Der "Goldfasan"

aber konnte sich nicht verkneifen, daß diesem Augenblick von den "enormen Sozialleistungen" zu sprechen, die die Partei im Gau Ostmark allein schon bis zum Dezember 1933 aufzuweisen habe. Die Stiefel zum Beispiel, die die marschierenden SA-Verbände der Ostmark trügen, seien samt und sonders von wohlthätiger Hand gespendet.

Vielleicht war die Frage unverschämte und unklug, der Hauptschriftleiter des "Regensburger Anzeiger" aber stellte sie dennoch:

"Und wieviel davon haben Sie den verdingstigten Juden mit Gewalt abgedrückt?"

Zusammen mit dem SA-Oberführer war dann auch der Regensburger Polizeidirektor der Meinung, ihm sei in dem widerborstigen Chefredakteur "der frechste Kerl begegnet, den er noch je erlebt hätte".

In jenen Tagen beabsichtigte ich in meiner Eigenschaft als Chefredakteur des "Regensburger Anzeiger", in einer Rücksprache mit dem obersten SA-Führer der Ostmark, Rackobrandt, verschiedene Angelegenheiten zu erörtern. Auf das höfliche Ersuchen um Mitteilung einer Sprechzeit außerhalb der Stunde des Parteiverkehrs, da einem Chefredakteur die Zeit kurz bemessen sei, kam die reichlich unhöfliche Antwort: "Der Rudolf Werner kann sich zu den üblichen Sprechstunden einfinden".

Polizeidirektor Popp war leicht entsetzt, als ich ihm wenig später den Mitteilungszettel mit der Bemerkung auf den Tisch legte, ich habe bei dem Empfang der Benachrichtigung laut den "Göttern von Berlichingen" zitiert. Immerhin zeigte er sich zur Weitergabe der Erklärung bereit, daß unter solchen Umständen weder an ein Zusammentreffen mit Rackobrandt "in der Sprechstunde" noch außerhalb derselben zu denken sei.

Von diesem Zeitpunkt an war mir der Polizeidirektor von Regensburg freundlich zugeneigt. Allwöchentlich sah er mich in seinem Büro, weniger um die Auflagen aus München oder Bayreuth an den Anzeiger weiterzugeben als bei einer guten

Zigarre die neuesten politischen Witze zu vernehmen. Er wurde reichlich bedient.

"Führer"-Besuch in Regensburg.

Es nahte der Tag, an dem Regensburg die "Ehre eines Führerbesuches" zuteil werden sollte. Ich erfuhr von diesem Besuch durch meinen Sohn, da die Schulkinder in der Schule von ihren Lehrern auf das "große Ereignis" vorbereitet wurden. Wie später aus zuverlässiger Quelle bekannt wurde, hatte die zuständige Behörde in Regensburg auf höhere Anweisung hin mit Absicht es unterlassen, auch das schwarze Blatt von den bestehenden Plänen zu unterrichten. Lediglich die nationalsozialistische Zeitung "Ostmark" war ins Bild gesetzt worden. Mönchen und die Regensburger Nationalsozialisten trugen sich bei dieser Gelegenheit mit dem Gedanken, den "Regensburger Anzeiger" für eine unterlassene Begrüßung des "Führers" entsprechend zu "bestrafen", d.h. ähnlich der "Münchener Post" und des "Geraden Weg" zu demolieren. Eiskalt und beschwerdeführend machte ich den Polizeidirektor von Regensburg auf alle Folgen aufmerksam, die sich aus dieser unterlassenen Unterrichtung für den "Regensburger Anzeiger" ergeben könnten. Am nächsten Tage meldete sich die Dienststelle der örtlichen NS-Stelle. Ich wurde zu einer Rücksprache gebeten. Im Regierungsgebäude von Regensburg wurde ich empfangen. Der oberste SA-Führer der Ostmark, Rackobrandt, selbst, der kurz zuvor für mich keine Zeit zu haben schien, stand mir gegenüber.

Gemeine Verbeugung bei der Vorstellung, kein Deutscher Gruß, ein höflicher Verkehrston. Ich konnte, als ich meinem maßgebenden Gegenspieler in der "Ostmark" persönlich gegenüber saß, nicht die Bemerkung unterdrücken, wie sehr doch die Uniform der SA-Führer den Uniformen der Franzosen gleiche, denen ich vor der Ausweisung gegenüber gesessen habe. Rackobrandt war das sichtlich etwas peinlich.

Jedenfalls unterrichtete er mich jetzt offiziell von Besuche Adolf Hitlers und ersuchte mich, das Entsprechende im "Regensburger Anzeiger" zu veranlassen. Es wurde zugesagt.

Die Redaktion des "Regensburger Anzeiger" war darob nicht verlegen. Am Vortage des feierlichen Einzuges des Reichskanzlers - ich vermied in meinem Blatt in jedem Fall und konsequent die Bezeichnung "Führer" - machte ein über die erste Seite gruppiertes Artikel den "Ersten Mann des Dritten Reiches" höflich, aber betont darauf aufmerksam, daß er in den Straßen Regensburg, der Hauptstadt des mittelalterlichen "Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" geschichtlichen Boden betrete und daß er sich der Großtaten der früheren deutschen Kaiser in aller Ehrfurcht bewusst und von der stolzen Vergangenheit ihrer Residenzstadt zu tiefst beeindruckt sein müßte. Ein sorgsam ausgesuchtes Bild Hitlers, das ihn in der bekannten Pose als plärrender Versammlungsredner darstellte, sollte den Kontrast zwischen kaiserlicher Würde und dem angemessenen Führertum des Braunauers noch unterstreichen. Der gewünschte Zweck wurde erreicht. Der "Regensburger Anzeiger" konnte nicht mehr einer "Unterlassungssünde" beschuldigt und auch entgegen der erwähnten Absichten von rachelüsternen Parteigenossen nicht "bestraft" werden.

Die Volksabstimmung über den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund im November 1933 brachte erneut einen Zusammenstoß mit der NS-Macht. Ein millionenfach gestanztes "Ja" sollte in Form einer Anstecknadel den gehorsamen "Wähler" beim Verlassen des Abstimmungslokals belohnen.

"Ihnen stecken wir sie gleich garnicht an", erklärten die Wahlordner, als ich das Wahllokal verließ. Sie waren durch die offene Tür Zeuge des vergeblichen Bemühens der Wahlleitung geworden, mich und meine Gattin zur Stimmabgabe am offenen Tisch zu veranlassen. Sie hatten wohl auch aus

der abweisend-spöttischen Miene des entschiedenen Gegners der NSDAP entnommen, daß hier jede Mühe vergebens war.

Ein Mann namens Goebbels.

Der Meinungskampf ging weiter. Die Gegensätze verschärf-ten sich. Was kommen mußte, ließ nicht mehr lange auf sich warten. Abermals stach der Hafer des Regensburger Anzei-ger. "Reichspropagandaminister" Dr. Josef Goebbels hatte, wie des Öfteren, wieder einmal im Berliner Sportpalast zu seinen Anhängern gesprochen. Er stellte in dieser Rede die Frau heraus. Tage darauf nahm ich die Rede zum Anlaß, das Thema in einem Leitartikel aufzugreifen und es mit ei-genen Gedanken gemäß meiner Überzeugung abzuhandeln. Ich erinnerte in Sonderheit an die edlen Frauen im Schwestern-kleid, die still und entsagungsvoll sich der Krankenpfle-ge widmeten und widmen" ich vergaß auch nicht der Mütter zu gedenken, die im Weltkrieg der Jahre 1914 bis 1918 das Leid um einen gefallenen oder vermißten Sohn im Herzen trugen. Den Stich ins nationalsozialistisch-kirchenfeindli-che Herz gab dem großen Widersacher die Bemerkung des Blat-tes, man habe die Lobrede des Propagandaministers auf die Frau und Mutter eigentlich für ganz natürlich gehalten, da Goebbels als Kind einer katholischen Familie im katholi-schen Rheinland die Liebestätigkeit katholischer Ordens-frauen und evangelischer Schwestern aus eigener Erfahrung kenne. In diesem Zusammenhang wurde auch auf die seiner-zeitige Mitgliedschaft des Studenten Josef Goebbels bei der katholischen Studentenverbindung "Unitas" "gebührend" hingewiesen, zugleich auf die Tatsache, daß Goebbels auf Kosten der "Unitas" habe sein Studium durchführen und been-den können. Nicht unterlassen war die Bekanntgabe des ~~Rx~~ ~~xxxx~~ Summen der von der "Unitas" für Josef Goebbels zur Verfügung gestellten Gelder.

Erst später erfuhr die Redaktion des "Regensburger Anzei-ger", daß die erwähnten Ausführungen im Reichspropaganda-

ministerium in Berlin großes Aufsehen erregt und höchste Verärgerung ausgelöst hatten. Der Akt "Regensburger Anzeiger" im genannten Ministerium war dick geworden, in ihm lag gerade der erwähnte Artikel mit Rot- und Blaustrich "ausgezeichnet" und mit vielen Ausrufezeichen versehen.

Im Frühsommer 1934 erhob Reichpropagandaminister Dr. Goebbels im Berliner Sportpalast die verleumderische Anklage, es sei noch nicht vernommen worden, daß "Kardinal Faulhaber in München" jemals in der Öffentlichkeit gegen Unsittlichkeit, schlechte Filme und Mißstände ähnlicher Art aufgetreten sei. Ich kannte Kardinal Faulhaber von meiner Heimatstadt Speyer her, wo Faulhaber Bischof war, und beschloß, in einer entsprechenden Verlautbarung die Behauptungen des Reichpropagandaministers zu widerlegen. Bereitwillig stellte das Erzbischöfliche Ordinariat in München die Bücher Faulhabers zur Verfügung. Alle Predigten waren angemerkt, die gerade das Gegenteil von dem bezeugten, was Goebbels in seiner Rede behauptet hatte. Wenige Tage darauf brachte der Regensburger Anzeiger unter dem Titel "Volkes Stimme - Gottes Stimme" lange Auszüge aus elf Predigten des großen Kirchenfürsten. Abzüge der Veröffentlichung wurden an alle großen deutschen Tageszeitungen geschickt. Das schlug dem Feß den Boden aus. Der Regensburger Anzeiger wurde für drei Monate verboten.

"Wer nicht hinter Hitler steht, sitzt".

An einem der ersten Tage der unfreiwilligen Muße fuhr ich in ein Nachbardorf von Regensburg, um für meine Familie Gemüse zu holen. "Mit Schätzen reich beladen" strebte ich auf dem Rad meiner Wohnung zu. Einigermassen verwundert war ich, als mich unterwegs unter dem "Ostentor" ein Kollege winkend erwartete und zum Absteigen veranlaßte. Was zu wissen war, war schnell berichtet. Ich sollte am Abend den Regensburger Parteigenossen in einer Versammlung vorgeführt, "zur Rechenschaft gezogen" und nach Art des NS-

"Justiz" bestraft werden. Das bedeutete schwere Prügel, zum mindesten ein zerbrochenes Nasenbein und den Verlust einiger Zähne. Schon seit einer Stunde, berichtete der Kollege, war ein Auto in der Nähe meiner Wohnung vorgefahren, hatten Beauftragte den Wohnungseingang beobachtet, um mich abzufangen, war sogar Stadtpolizei mit zwei Beamten in Bereitschaft gehalten, damit "alles in Ordnung" gehe. Die erwähnte Warnung vereitelte den Plan. Das Gemüse übernahm der Warner. Ein verstoheles Winken zur auf dem Wohnungsbalkon stehenden Gattin. Wenig später war ich im Bischofssinner in einem der zahlreichen Klöster in Regensburg sicher und wohl geborgen.

An jenem Abend durchsuchte die Stadtpolizei meine Privatwohnung. Sie war einigermaßen verblüfft, von der Gattin mit der Bemerkung empfangen zu werden: "Kommen Sie nur herein, meine Herren! Es ist alles genauso wie damals, als mein Mann wegen seiner deutschen Haltung von den Franzosen gesucht und dann ausgewiesen wurde." Die Durchsuchung der Wohnung verlief in einigermaßen erträglichen Formen. Sichtlich waren sich die Beamten der Feinlichkeit der ihnen übertragenen Aufgabe bewußt. Gegen 12 Uhr nachts meldete sich das Telefon. Der Polizeidirektor in eigener Person verlangte meinen Aufenthaltsort zu wissen. "Ich sagte ihm", berichtete später die Gattin, "daß ich es mir nicht habe sagen lassen, um nicht lügen zu müssen." "Ob wohl zu erwarten sei", erkundigte sich der Polizeigewaltige, "daß der Herr Doktor seine Zusage halten" - es war tags zuvor aus einem anderen Grunde ein Zusammentreffen in der Polizeidirektion vereinbart worden - "und zur abgesprochenen Stunde (11 Uhr) erscheinen werde?" "Was mein Mann versprochen hat, hält er".

Wir trafen uns am nächsten Vormittag, in der 8Uhr Messe der meiner Wohnung naheliegenden Pfarrkirche St. Caecilia. Langsam zogen wir nach Hause und berichteten uns gegenseitig unsere Erlebnisse in den letzten 12 Stunden. Ich war mir

erneut des Schatzes bewußt, den Gott mir in ihr geschenkt hatte.

Zur festgesetzten Zeit betrat ich das Amtszimmer des Polizeidirektors. Ich nahm, höflich begrüßt, Platz, entzündete die angebotene Zigarre und vernahm die Mitteilung, daß ich "auf höhere Weisung in Schutzhaft genommen" werden müsse. Selbstverständlich werde ein Auto zur Verfügung gestellt, um Notwendiges zu Hause zu holen; selbstverständlich werde von Seiten der Polizeidirektion "alles versucht werden, um die Haft abzukürzen".

Unter Gaunern und Ganoven.

Der Abschied von der Familie in Gegenwart der im Wohnzimmer und im Zeiserlwagen vor dem Haus wartenden Polizisten war kurz und verhalten. Dann nahm die "Grüne Minna" den kürzesten Weg zurück zur Polizeidirektion. Ich wurde halb höflich, halb gebieterisch ins Geschäftszimmer geschoben und zur Angabe meiner Personalien veranlaßt. Ich war das erste Opfer der NS-Maschinerie in Regensburg.

Gelassen saß ich vor zwei Polizeibeamten. Sie bedienten die Schreibmaschine und notierten eifrig und genau meine Angaben. Daß ich seinerzeit wegen meiner politisch-vaterländischen Haltung von den Franzosen aus der Pfalz ausgewiesen worden war, schien ihnen unerheblich. Auf ihre Fragen antwortete ich sachlich und trocken. Geschäftig klapperte die Schreibmaschine. Der eingespannte lange weiße Bogen wartete geradezu auf die Bekenntnisse, die ich ihm anvertrauen würde. Zur Enttäuschung der Befrager blieb der Bogen nahezu vollständig leer. Nur Name, Geburtsort, Wohnung, Beruf, Familienstand und zum Schluß das Datum der Einvernahme wurden aktenmäßig. Das Interessanteste allerdings, das zugleich die Hauptsache war, nämlich die Angabe der Ursachen meiner Verhaftung, blieb ungeschrieben. Es hätte dem Amtsgebrauch wohl auch wenig entsprochen,

die lachend gegebene Antwort auf die diesbezügliche Frage festzuhalten:

"Ja, meine Herren, die Ursache meiner Inhaftierung wissen Sie ja alle viel, viel besser als ich selbst".
So blieb der eingespannte Aktenbogen ein unbeschriebenes Blatt. Mein Namenszug lediglich bestätigte "Name" und "Art" des Häftlings und die Tatsache, daß der 24. Juni 1934 der Tag der Verhaftung sei.

Dann fuhr mich das Polizeiauto ein zweites Mal, diesmal in entgegengesetzter Richtung, durch die mittägliche Stadt. Das Ortsgefängnis von Regensburg wartete auf mich. Hinter mir schloß sich seine Pforte.

Die ersten Schritte hinter den antlichen Eisenstäben führten abermals in das Geschäftszimmer. Dort wurden erneut meine Personalien aufgenommen. Ein bürbeidiger Gefängniswärter durchsuchte und entleerte mir die Taschen. "Gefährliche" Gegenstände wie ein Messer und einige Rasierklingen wurden beschlagnahmt, eines Stöckchen anvertraut und ein ordnungsgemäßes Verzeichnis aufgenommen. War in den Mienen eines Teils des Dienstpersonals trotz aller Dienstbeflissenheit und Geschäftigkeit nicht ein Bedauern zu lesen?

Der anschließende Gang zur Zelle brachte das erste merkwürdige Gefängnisgeflüster: "Auch wir sind von der Bayerischen Volkspartei" tuschelten zwei Wärter dem Erstaunten zu. "Wir haben Ihnen absichtlich die schönste Zelle im Hause ausgesucht."

Diese "Schönste Zelle" präsentierte sich mir "Keuling" so, wie wohl alle Gefängniszellen aussehen: Ein einfacher Tisch, ein rauher Stuhl, ein hochgeklapptes Bett und das übliche Klosett in einer Kaumacke zur Selbstbedienung. Das kleine Fenster lag hoch und war vergittert. Der einfache Holzboden trug noch die letzten Spuren der eifrigen Reinigungskolonnen, die eben mit Limer und Schrubbern am

Ende eines langen Ganges verschwand. Sie hatte sich wirklich ehrlich bemüht, aus dem dem Schutzhäftling Rudolf Werner zugewiesenen Raum jeglichen Schmutz zu beseitigen.

Da die Erlebnisse vor der Einlieferung mich doch etwas müde gemacht hatten, das Bett aber an die Wand gesichert und nicht zu verwenden war, legte ich mich kurz entschlossen auf den "Zimmer-"boden. Die mitgebrachten Bücher wurden zum Kopfkeil, der Ledermantel zur Zudecke. Der Schlaf des Gerechten unfing mich schnell und tief.

Einige Stunden später drehte sich ein Schlüssel im schweren Schloß der Zellentüre. Ein Gefängniswärter erschien unter dem Türpfosten und fragte neugierig, was ich denn eigentlich in der Zwischenzeit getan hätte. "Geschlafen", war die Antwort; auf dem Boden zu schlafen, so erklärte ich ihm, habe man in harten Kriegsjahren gelernt und sei damit vorzüglich gefahren. "Mit Ihnen ist nichts zu machen", murmelte der Gefängnisdiener und ließ das aufgeklappte, sorglich verschlossene, weiß-blau-karrierte Wandbett mehr sorglich - vergänglich als zornig zur Erde nieder.

Nach einer knappen Stunde klirrte abermals ein Schlüsselbund vor der Türe. Ein anderer Gefängniswärter erkundigte sich, wo für mich das Essen besorgt werden könne. Diese Erkundigung entsprang sichtlich der Annahme, es könnte von dem Schutzhäftling Werner sogenannte "Selbstverpflegung" erwünscht sein.

Ich lachte meinen Gegenüber hellauf die Erklärung ins Gesicht: "Sie haben mich verhaftet, nun müssen Sie mich auch verpflegen."

Wenig später wurde daraufhin eine runde Schüssel Reisbrei mit Zimt und Zucker durch die Türklappe geschoben. Bis zur Keige wurde sie ausgelöffelt. Auch ein rundes Gefängnisbrot war geliefert und ein robustes Küchenmesser. Sein Knauf ragte aus dem runden Laib wie ein drohender Zeige-

finger. Eine halbe Stunde Essenszeit, dann wurde abser-
viert. Der Schlüssel im Schloß drehte sich abermals, hör-
bar und sichtbar. Das Klirren des Schlüsselbundes verhall-
te mit den Schritten des Aufsehers. Ich war wieder allein.

Langsam brach die Dämmerung herein. Im Fenster verlosch das
Tageslicht. Der Himmel überließ es der von der Decke her-
abhängenden einfachen Glühlampe; mein Bedürfnis nach Licht
und nach einer Möglichkeit zum Lesen der mitgebrachten
Bücher zu stillen. Kaum waren die ersten Seiten eines Bu-
ches ungeblättert, klirrte vor der Türe erneut ein Schlüs-
selbund. Wieder stand ein Gefängnisbesitzer vor mir.

"Sie sind doch Schriftsteller", lautete seine Frage. Auf
mein bestätigendes Ja löste sich von der Lippe des Gefäng-
nisoberinspektors die verschämte Bitte:

"Ja wissen sie, ich habe eine Tochter, die sehr gerne
auf das Konservatorium nach Nürnberg möchte. Und so hätte
ich dann gebeten, ob Sie mir nicht das entsprechende Ge-
such aufsetzen wollten!". Dem liebenden Vater konnte gehol-
fen werden. Das war der erste Tag der Schutzhaft.

Die Gefängnisordnung an der Wand mit ihren vielen Para-
graphen war mir vom ersten Augenblick an sympathisch. Un-
ter Paragraph vier war allen Gefängnisinsassen der Ge-
brauch des Deutschen Grußes ausdrücklich untersagt und
dessen Anwendung mit strenger Strafe bedroht. Mehr konnte
im Augenblick wohl nicht von mir verlangt werden. Außer-
dem wurde in einem anderen Paragraphen den Gefängnisin-
sassen jeweils eine halbe Stunde Bewegung am Tage im Ge-
fängnishof verordnet.

Als im Vollzug dieser Verordnung ich anderen Tages die
erste und letzte Bekanntschaft mit einem Gefängnishof in
meinem Leben machte, traf ich dort bereits eine Menge "Kol-
legen". Ihnen allerdings waren andere als ein politisches
Vergessen auf die Stirne geschrieben. Sie marschierten in
Strafkleidung unter der Aufsicht mehrerer Wärter in

wohlabgezieltem Abstand von einander im Kreise herum und musterten den Neuling mit neugierigen Augen. "Gliedern Sie sich da ein!" herrschte ein Wärter mich an. "Ich denke nicht daran", erklärte ich ruhig, aber bestimmt. "Schutzhaft für einen Hauptschriftleiter ist Ehrenhaft und unterscheidet sich in allen Punkten von der Haft derer, die wegen eines Vergehens gegen das Gesetz hier eingesperrt sind. Ich werde mich nicht einordnen und außerdem werde ich mich bei der Gefängnisleitung beschweren". Die zu gebende Antwort auf eine solche Erklärung stand nicht im amtlichen Weisungsbuch für den Verkehr mit Häftlingen. Sie war offensichtlich innerhalb der Regensburger Gefängnismauern auch noch nicht erlebt worden. Man ließ mich stillschweigend gewähren. Ich trat zur Seite und freute mich der Gänseblümchen, die die Grasecke des Gefängnishofes freundlich unterbrachen. Die Mitgefangenen, die das Gespräch vernommen hatten, verhielten, so oft sie vorbeikamen, im Schritte. Derartiges war ihnen bis zu diesem Augenblick wohl unbekannt geblieben.

Die beim Gefängnisdirektor erbetene Rücksprache folgte auf dem Fuße. Das bestimmt vorgetragene Verlangen, anständig behandelt und baldigst wieder entlassen zu werden, wurde zur Kenntnis genommen, als einstweilige Gegenleistung der Gebrauch der Gefängnisbibliothek nach Wahl zur Verfügung gestellt. Sie wurde in den nächsten Tagen eifrig benutzt. In Regensburg selbst ging der Alltag seinen Gang. Der Polizeidirektor hatte die der Ehegattin zugesicherte Besuchserlaubnis auch wirklich vermittelt. Tagtäglich kam meine Frau mit allerlei Köstlichkeiten. Wie ein Engel wirkte sie im kahlen Geschäftsraum des Gefängnisses. Die Gefängnisbeamten verlängerten sogar die Besuchszeit von 10 Minuten stillschweigend; sie zogen sich protokollwidrig zurück, damit ein vertrauliches Wort gesprochen werden konnte. Hatten sie Achtung vor dem Schutzhäftling, der im Gefängnis die gleiche Entschlossenheit zeigte, mit der er

in seinem Blatt gegen das neue Regime aufgetreten war?
Hatten sie Mitleid mit meiner Frau?

Jedenfalls sprach an einem dieser Besuchstage auf dem Heimweg durch den grünen Ring entlang der fürstlichen Residenz ein Regensburger Kriminaler meine Gattin an und bat um die Erlaubnis, sie ein Stück Wegs begleiten zu dürfen.

"Kennen Sie mich nicht? Ich war doch bei denen, die Ihren Mann verhaftet haben. Grad leid tut er uns. So einen könnten wir bei uns in der Partei brauchen. Könnten Sie nicht mit ihm reden und ihn veranlassen, zu uns zu kommen?"

Die bestimmte Versicherung, daß solches niemals der Fall sein könnte, löste einen Seufzer des Beamten aus. Es wäre doch schade, daß hier nichts zu machen sei; alles wäre doch so einfach und ohne Gewissenbelastung. "Denn sehen Sie, ich bin doch auch beim katholischen Kirchenchor."

Der einzige Sonntag im Gefängnis in Regensburg verlief wie wahrscheinlich alle Sonntage hinter Gittern. An diesem Tage übernahm ich schlecht und recht die Intonierung und musikalische Begleitung der Kirchenlieder. Noch heute erinnere ich mich mit Beschämung der Mißtöne, die damals von meiner Hand am Klavier entlockt wurden.

Der Nachmittag dieses Sonntags trug dann doch wieder eine besondere Note. Die Wärter holten mich in den Gefängnisgarten; drückten mir einen Gartenschlauch in die Hand und verzeichneten wohlgefällig den Eifer, den ich selbst beim Gartenspitzen entwickelte.

Tags darauf wurde ganz wider die Ordnung die Erlaubnis zu einem Telefongespräch erkämpft. Durch den Fernsprecher erinnerte ich den Polizeidirektor an sein meiner Gattin gegebenes Versprechen. Zwei Tage später, am 29. Juni, war ich wieder frei und meiner Familie zurückgegeben. Ich war dankbar für die Fügung.

Hätte ich in der Mordnacht des 30. Juni 1934, in der auf Befehl Görings Hunderte von Gegnern des NS-Regimes im Gefängnis ermordet wurden, noch in der Gefängniszelle gesessen, wäre es leicht möglich gewesen, daß auch ich der Feme zum Opfer gefallen wäre. Der gütige Himmel hatte es anders gefügt, hatte es auch gelenkt, daß keine Möglichkeit bestand, im Regensburger Anzeiger gegen die NS-Wüteriche öffentlich Protest zu erheben.

In der Höhle der Nazi-Löwen.

Da Berlin den "Regensburger Anzeiger" verboten hatte, mußte in Berlin ersucht werden, um das Verbot des Blattes rückgängig zu machen oder wenigstens seine Dauer abzukürzen. Gab es in der gegebenen Situation überhaupt noch "gute Freunde" oder Mittler, die das Ohr des Herrschers im Reichspropagandaministerium hatten? Der Verleger-Junior des "Regensburger Anzeiger" jedenfalls fand einen solchen.

So fuhren denn einige Tage später mit dem Nachtschnellzug zwei "Schwarze" und ein "Brauner" in die Reichshauptstadt, um dort Mögliches und Unmögliches zu versuchen. Noch bis in die spätesten Tage erinnere ich mich des feisten Helfers, an seine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, an sein braunes Käppi, seine elegante "Dienstjacke" mit dem protzigen Schnitt der Tasche und der Leiste goldener Knöpfe. Sie waren alles andere als deutsch oder gar männlich. Am stärksten aber wird die fortwährende Sorge des Mannes mit seinem merkwürdigen Namen im Gedächtnis bleiben, ob doch in Berlin am Morgen der Ankunft auch sicher jemand zu finden sei, der ihm die Bügelfalten seiner schwarzen Diensthose wieder in Ordnung brächte. Weiß der Himmel, was dann in Berlin dieser Mittelsmann alles getrieben hat! Er verabschiedete sich am Anhalter Bahnhof und ward nicht mehr gesehen. Der Verleger-Sohn suchte den "alten Freund" von Papen auf, wohl in der Hoffnung, durch diesen merkwürdigen Zeitgenossen etwas "zu erreichen".

Gegen zehn Uhr am nächsten Vormittag saß ich wie Daniel in der Löwengrube allein im Mittelpunkt der nationalsozialistischen Meinungszwingburg. Referent Nr. 1 war so höflich wie Referent Nr. 2. Ich wurde von einem Amtszimmer des Reichspropagandaministeriums zum anderen weitergegeben. Endlich schien das Vorzimmer des allmächtigen Ministers selbst erreicht. Voll Interesse musterte ich die Serien der Bilder aus der "Geschichte der Bewegung" und die Embleme, die die Wände "schmückten". Im nächsten Augenblick mußte sich die Türe des "Allerheiligsten des Reichspropagandaministeriums" öffnen, in der nächsten Minute ein "Der Herr Minister läßt bitten" oder so ähnlich gesprochen werden und das lange, jedoch nicht lange erwartete Gegenüber mit dem bösen Geist des Dritten Reiches beginnen. Fester denn je stand in mir der Entschluß, mit dem großmächtigen Gegenspieler jeden, aber auch jeden Tanz zu wagen.

Minuten vergingen - es sollte überhaupt nicht getanzt werden. Dafür erschien ein Beamter mit einem Aktenstück. Es erwies sich als die Verbotsverfügung im Original. Wortlos deutete der Abgesandte auf grüne Schriftzüge am linken Rand des Blattes. Es waren, wie von ihm fast erschauernd bedeutet wurde, die Schriftzüge des Ministers Goebbels selbst. Sie waren quer an den Rand geschrieben und lauteten: "Das Verbot bleibt. Goebbels."

Wie sich später herausstellte, war auch der Gang des Verlegers-Juniors ein Metzgergang. Von Papen hatte ihm nur die Hand gedrückt, süßsauer gelächelt und ihn "mit besten Empfehlungen an den Herrn Vater" hinauskomplimentiert. Das Verbot des "Regensburger Anzeiger" wurde nicht zurückgenommen und auch nicht gemildert. Die NS-Macht hatte erbarmungslos zugeschlagen.

In Regensburg selbst waren in den nächsten Wochen allerlei Kräfte am Werke - gemeine und hinterhältige -, um den Träger des Widerstandswillens Rudolf Werner endgültig aus-

zuschalten. Der bischöfliche Hof tat sein Möglichstes, um die finanzielle Katastrophe des Verlages aufzuhalten. Bischof Buchberger selbst empfing meine Frau und mich mit liebender Sorge. Die in jenen Tagen vom Bischofs-Hof aus geleistete materielle und ideelle Hilfe wird nie vergessen werden.

In die Verbotszeit fiel auch die gerichtliche Verhandlung gegen mich. Im dritten Stock des alten Justizpalastes in München hatte sich an einem Augusttag ein interessantes "Richter"-Kollegium aus Kollegen versammelt. Den höheren Auftrag, über mich den Stab zu brechen, hatten Leute, die mit beachtenswerter Behendigkeit die Gleichschaltung mit dem Dritten Reich vollzogen hatten. An ihrer Spitze befand sich der Chefredakteur des (längst eingegangenen) "Fränkischen Kurier" in Nürnberg, der bereits vor dem 30. März 1933 ein Schrittmacher des Nationalsozialismus in Bayern war. Wie etwas Böses von allen gemieden, stand ich allein im weitläufigen Gang des Gerichtsgebäudes mit seinen großen Fenstern. Justizrat Warmuth-München und seine Kanzlei hatten die Verteidigung übernommen. Die schwarze Anwaltsrobe zur Seite des Angeklagten auf der Anklagebank aus Stuhlreihen bildete einen merkwürdigen Kontrast zum "Hohen Gerichtshof", der in grauen oder hellen Sommeranzügen die Willkür dieser Gerichtsverhandlung sichtbar verkörperte. Die Verteidigung trat nur am Rande in Aktion. Kaum aufgerufen, verteidigte ich mich in einem mir selbst überraschend erscheinenden Redefluß so entschieden und so nachdrücklich, daß selbst das "Richter"-Kollegium den von der Partei aufgespulten Faden verlor. Die Kanzlei Warmuth hielt weitere Erklärungen für überflüssig. Die "Beratung", zu der sich das "Hohe Gericht" daraufhin zurückzog, war kurz. Es wurde eine Verwarnung ausgesprochen und eine Buße von 50 RM verhängt.

Ein Tag später stand im Kalender einer jener bekannten "Wahltage", an denen der Wille und die Meinung der Wähler

so gründlich verfälscht wurden, daß selbst das entschiedenste Nein zum Ja wurde. Meine Gattin und ich wählten in einem Wahllokal im Schatten von St. Bonifaz. Bei der Bekanntgabe des Wahlergebnisses der einzelnen Münchner Stimmbezirke am nächsten Tag waren wir beide ebenso erstaunt und doch wieder nicht erstaunt, wie wohl die meisten Mitglieder des Convents des Hl. Benediktus: das Wahlergebnis auch dieses Wahlbezirks servierte der Öffentlichkeit einstimmige Stimmabgabe für Adolf Hitler. In jenen Tagen gab ich ostentativ die Mitgliedskarte beim Reichsverband der deutschen Presse zurück und verzichtete auf eine weitere Gemeinschaft mit ihm.

Die Heimkehr nach Regensburg war die Rückkehr in eine Einsamkeit; sie machte sich von Woche zu Woche deutlicher bemerkbar. Man war verfehlt und gemieden. Selbst die Bekannten rückten ab oder wurden zu Boten einer Bedingung, die bereits wie festgemauert schien: Der Regensburger Anzeiger kann erst dann wieder erscheinen, wenn Dr. Rudolf Werner aus der Redaktion ausgeschieden ist. Einige Wochen noch und der Verlag beugte sich. Der 28. Dezember 1934 brachte mit "Eingeschrieben" die Entlassung. Ein erstklassiges Zeugnis als Trostpflasterchen kam später.

V. Neues Ringen um die Existenz.

Da des Bleibens in Regensburg aus verschiedenen Gründen nicht mehr ratsam war, wurde von da ab die Übersiedlung nach München eifrig betrieben.

Mit einer Familie mit zwei unmündigen Kindern war das nicht einfach. Ein neues Abenteuer des Lebens begann.

In dankbar empfundener Selbstverständlichkeit öffneten ein Freund und Bundesbruder, Syndikus Rudolf Fraja, die Pforte seines Hauses, der Konvent der Englischen Fräulein

Dr. Rudolf Werner
7614 Gengenbach
Friedenstraße 12

An den
Droste Verlag GmbH
Düsseldorf

25-3054 -25 KOPIE
angefertigt

24

Gengenbach, 30. Juni 76
Eingegangen
03.07.76 01564

Frank Foto

Zu: 25 3054

Freunde. Gültig

Ihr Zeichen: Dr. Lo/Al v. 24. Juni 76

Rudolf Werner

Sehr geehrter Herr Dr. Lotsch!

Das Institut für Zeitgeschichte unterrichtet mich heute vom Eingang meiner Aufzeichnungen über meine Tätigkeit in Regensburg aus den Händen des Droste Verlages. Bei einer fernmündlichen Rücksprache von heute erfahre ich, daß das ganze damalige Zeitgeschehen in Bezug auf die Presse, auch die bayerische, demnächst von amerikanischer Seite neu bearbeitet werden soll. Ich nehme an, daß ich aufgrund meiner jetzt in München liegenden Erinnerungen noch um einiges gefragt werden dürfte.

In seinem Schreiben bittet das Münchener Institut um eine Kopie meiner Stellungnahme zum Hale-Buch, "die Sie dem Droste Verlag schickten". Ich glaube richtig und im Sinne Ihres verehrungswürdigen Verlags-Paten gehandelt zu haben, daß ich bat, von einer Übersendung absehen zu dürfen. Es ist nach meiner Ansicht falsch und für die weitere Forschung auch unwesentlich, betont kritische Bemerkungen, auch wenn sie verständlich und zudem berechtigt waren, für Dritte aktenkundig zu machen. Der Verlag Droste dürfte nichts dagegen einwenden.

Gern bestätige ich den Eingang Ihres Briefes vom 24. Juni. Ich danke Ihnen. Für Ihre Situation und für Ihre Überlegungen habe ich das größtmögliche Verständnis. Widersprechen muß ~~das~~ Ihrer Annahme, es sei unter Umständen unmöglich, irgend ein Zeitgeschehen lückenlos zu erfassen. Im Falle Regensburg - wohlgemerkt: nicht im Falle Werner - liegen die Dinge anders. Das Vorgehen der Nazis gegen das führende Blatt der Bayerischen Volkspartei und das Blatt des Ministerpräsidenten Held, Regensburger Anzeiger, war damals überall Tagesgespräch. Schon wegen der Hintergründe des ruinösen Verbots, meiner Inhaftierung usw. Verstehen Sie mich bitte recht. Nicht gegen Herr Hale, der, weit vom Schuß, sich auf Quellen in Deutschland verlassen mußte, nicht der Lizenzträger Droste Verlag in Düsseldorf, der in gutem Glauben und in verständlichem geschäftlichem Interesse das Buch für Deutschland verlegte, waren und sind Zielpunkte meiner Empörung. Empören müssen

jeden Verfechter der Wahrheit und des Rechtes die im Vorwort des Hale-Buches zum Schänden deutlich aufgezeigten menschlichen Unzulänglichkeiten schlimmster Sorte. Es finden sich hämische Absicht, erschreckende Gleichgültigkeit, vollendete Nachlässigkeit. Nochmals das für mich Erschütterndste: Herr Schwend war Freund des Hauses Held; er wußte genau um den Kampf des Blattes und um seinen Untergang. Von Herrn Langendorf ~~zu reden, widerstrebt mir geradezu~~; er war Zeuge einer 1945 angezettelten Ranküne gegen mich, bei der die seinerzeitigen Verhältnisse im BA die maßgebende Rolle spielen. Bei der für Quell-Angaben bedankten Bayerischen Wiedergutmachungsbehörde wäre nur nachzublättern gewesen, wenn 1953 die 40 000 DM für die in Regensburg erlittenen beruflichen Schädigungen und für nachfolgendem Berufsverlust gezahlt wurden. Weder Herr Hale konnte das wissen, noch der Droste Verlag konnte solches ahnen. Die genannten Personen indes wußten alles ganz genau. Die erwähnte Wiedergutmachungsbehörde hat einen Paragrafenfall des Widerstandes in der bayerischen Presse übersehen.

Sollte es dem Droste Verlag trotz aller Schwierigkeiten gelingen, in einen oder anderen Falle richtige Aufschlüsse zu erhalten, sollte es mich freuen. Ich bezweifle es. Denn wer will in einem peinlichen Lichte stehen? Wer will überhaupt von "damals" noch etwas wissen? Bin ich mit mir selbst ehrlich, muß ich sagen: Genug des Spiels.

Unter solchen Gegebenheiten schlage ich vor, die Angelegenheit Hale zu den Akten zu legen. Dem Institut für Zeitgeschichte in München freie Bahn!

Mit freundlichen Grüßen

Dr. P. Murray Brown